



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Otto Roquettes Selbstbiographie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

müssen für jedes im Auslande gebaute Schiff eine hohe Abgabe zahlen; wenn der Schutzzoll irgendwo bei uns am Plage ist, so ist er es hier.

Daß die Reeder volle Freiheit verlangen, um ihren Geldbeutel so schnell und so bequem wie möglich zu füllen, ist eine menschliche Schwäche, mit der man eben rechnen muß. Aber daß sich Gelehrte finden, die diese Schwäche noch zu entschuldigen suchen, das ist ein betrübendes Zeichen dafür, daß der verhängnisvolle kosmopolitische Charakterzug des Deutschen größer sein kann als sein Vaterlandsgefühl. In den Preussischen Jahrbüchern (1893, Bd. 74, S. 498) sagt Professor D. Krummel: „Da heutzutage die Schifffahrt rasch aufeinander folgende Perioden des Aufschwungs und Niedergangs zu erfahren pflegt, müssen jedoch(!) die Reeder günstige Aussichten ohne Verzug wahrzunehmen trachten, und wenn sie bei erhöhter Nachfrage nach Schiffsräumen solche in England bauen lassen, wo sie gewiß sind, rascher als daheim und ebenso gut bedient zu werden, so kann ihnen das niemand im Grunde verdenken.“ Gewiß, für die Reeder erhöht diese Ausnutzung der „Konjunktur“ den Gewinn; aber der deutsche Schiffbau und die deutschen Stahl- und Eisenwerke und was alles damit zusammenhängt, sie haben den Schaden davon.



Otto Roquettes Selbstbiographie



ie autobiographische Litteratur, die vor Zeiten als einer der spärlichsten und dürftigsten Teile unsrer sonst überreichen Litteratur galt, ist in den letzten Jahrzehnten gewaltig angeschwollen. Es scheint fast, als ob in dem Maße, wie die Veräußerlichung des Lebens zugenommen hat, auch den Einzelnen die äußere Geschichte ihres Daseins, die äußern Beziehungen zu Welt und Zeit wichtiger geworden wären. Jedenfalls fehlt es namentlich aus dem Kreise der Gelehrten, Schriftsteller und Künstler nicht mehr an autobiographischen Aufzeichnungen, und wenn auch nur wenige dieser, wie die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes,“ die Jugenderinnerungen Ernst Rietschels, das Leben Ludwig Richters, einigermaßen vollstündlich geworden sind, so finden doch die meisten einen Leserkreis, was ja auch nur natürlich ist. Denn ein Menschenleben, selbst wenn es nicht gerade wechselreich gewesen, ja sogar wenn es ungeschickt dargestellt sein sollte, ist doch in der Regel inhaltreicher und wirkt lebendiger, als es die Mehrzahl der modernen Romane vermag. So unablässig der „Zeitgeist“ bemüht ist, durch hunderttausend Mittel alle Eigenart des Einzellebens und der persönlichen Entwicklung abzuschleifen und namentlich die „Gebildeten“ unsrer

Tage mit einem ebenso unauslöschlichen wie unerfreulichen Fabrikstempel zu versehen, so zeigt doch jedes halbwegs tüchtige Dasein noch immer eine Fülle von Besonderheiten. Vollends das Leben eines gegenwärtig Siebzigjährigen, dessen Jugendgeschichte in die dreißiger und vierziger Jahre unsers Jahrhunderts zurückreicht, hat ein Stück guter alter Zeit in sich, spiegelt Tage und Zustände, die freilich vergangen sind und bleiben, für die wir aber Ersatz bedürfen, so gut wie man für abgeholzten Wald in Zeiten Ersatz schaffen muß.

Die Selbstbiographie: Siebzig Jahre, Geschichte meines Lebens von Otto Roquette (Darmstadt, Arnold Bergsträsser, 1894) giebt in zwei Bänden Erinnerungen aus einem Dichterleben, das unter dem zweideutigen Gestirn gestanden hat, mit seinen Jugendproduktionen größere Hoffnungen zu erregen, als es erfüllen konnte, und später für die besten reifern Leistungen geringere Teilnahme zu finden, als sie verdienten. Angesichts dieser Thatsache muß vor allem der heitere, unverbitterte, mild resignirte Grundton, mit dem Roquette dieses Hauptschicksal seines Lebens bespricht, und überhaupt die unverkümmerte daseins- und arbeitsfrohe Stimmung gerühmt werden, die aus seiner ganzen Erzählung herausleuchtet. Die stärkste Teilnahme erregt der erste Band des Buches, der die Jugendgeschichte des Verfassers, die Gymnasial- und Studentenzeit in Berlin, Heidelberg und Halle sowie die ersten Jahre nach seinem Eintritt in die Litteratur umfaßt. Hier herrscht nicht nur die frohe, noch völlig ungetrübte Erinnerung vor, hier werden auch Zustände geschildert, die in ihrer Eigentümlichkeit großen Reiz haben. Otto Roquette stammt aus einer der zahlreichen französischen Protestantenfamilien, die zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts von der Unduldsamkeit Ludwigs XIV. vertrieben wurden, seine französischen Vorfahren waren als Winzer in dem Dorfe Sausé bei Montpellier heimisch gewesen, seines Großvaters Urgroßvater, Jacques Roquette, der noch aus dem sonnigen Languedoc gekommen war, hatte sich 1698 der „französischen Kolonie“ angeschlossen, die seit 1691 mit einem Privilegium Kurfürst Friedrichs III. von Brandenburg (des nachmaligen ersten Königs von Preußen) zu Strassburg in der Uckermark ansässig war. Schon gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren die meisten dieser französischen Reformirten gute Deutsche geworden, wenn auch einzelne Traditionen des Ursprungs und der gelegentliche und leichte Gebrauch der französischen Sprache in den Familien noch erhalten blieben. Roquettes Großvater war reformirter Prediger in Frankfurt a. d. Oder, sein Vater Louis Roquette studierte die Rechte, verheiratete sich mit Antoinette Barraud, einem Mädchen aus der Berliner französischen Kolonie, lebte als Justizbeamter in Krotoschin, als Rechtsanwalt in Gnesen und Bromberg; an dem erstgenannten schlesisch-posenischen Grenzorte ist unser Dichter am 19. April 1824 geboren.

An den Ausdruck anknüpfend, daß preussische Soldaten- und Beamten-

Kinder keine Heimat, sondern nur ein Vaterland hätten, sagt Roquette: „Daß wir ein Vaterland hatten, und daß dieses Deutschland und insbesondre Preußen sei, war uns von Kindheit auf gesagt worden. Denn jene französischen Traditionen ließ mein Vater, der unter den Siegern in Paris eingezogen war, auf sich beruhen. Etwas mehr neigte die Mutter zum Kolonieherkommen, doch nur aus Zuneigung zu den Frankfurter Beziehungen. Sie war doch eine gute Preußin und erzählte gern von den großen Eindrücken der Befreiungskriege, soweit sie ihr aus der Kindheit erinnerlich geblieben. Die Kinder aber fühlten sich um so mehr im Gegensatz zum Französischen, als sie jene Vertreibung der Voreltern durch Feuer und Schwert als kürzlich geschehen betrachteten und gleichsam als persönliche Beleidigung empfanden. Und in unserm Deutschtum befestigte uns erst recht der Gegensatz zum polnischen Wesen, dessen Roheit, Schmutz und Widerwärtigkeit oft genug unsern Weg kreuzte.“ Die Verhältnisse des Elternhauses brachten es mit sich, daß Roquette den größern Teil seiner Gymnasiastenzzeit unter dem großväterlichen Dache in Frankfurt a. d. Oder verlebte. Seine Schilderungen auch dieser Stadt und der Schuljahre sind lebendig und fesselnd. Die folgenden Studienjahre Roquettes in Berlin, Heidelberg, wiederum Berlin und schließlich in Halle (wo er sich als Schüler von Prutz für die Literaturgeschichte bestimmte und die Doktorwürde erwarb) gingen teils der achtundvierziger Revolution voraus, teils fielen sie mit ihr zusammen, und so hat der Verfasser eine Reihe hübscher und wechselvoller Erinnerungen zu bieten. Das hübscheste sind übrigens nicht seine Berichte von den Heldenthaten und Fährnissen der Berliner bewaffneten Studentenschaft in dem tollen Sommer von 1848, sondern das spätere Idyll aus der „Mitreuterei“, der Studentenherberge in Halle, aus der „Waldmeisters Brautfahrt“ und andre Dichtungen Roquettes hervorgingen. Der Kreis, in dem der junge Dichter damals lebte, umfaßte die verschiedensten Gestalten und Schicksale, aus ihm sind auch Alfred Gräfe, der gefeierte Augenarzt, der lebenswürdige und prächtige Shakespearekenner und Musikkundige Julius Thümmel, der Wiener Hofburgschauspieler August Förster, der Theologe Kögel, die Dichterin Luise von François und manche andre hervorgewachsen, die zu Ruf und Bedeutung gelangten. Aber das unbefangne, jugendfrische und einfache Treiben der ersten fünfziger Jahre scheint den Angehörigen jenes Kreises als Glanzzeit ihres Lebens gegolten zu haben, auch Roquette schließt den ersten Band seiner „Siebzig Jahre“ mit den Worten: „Als ich Abschied genommen von allen, sagte ich auch meiner »Vaterne« Lebewohl, durch deren Fenster ich die Bäume vier Frühlinge hinter einander hatte grün werden sehen, und in deren Enge mir eine unvergeßliche Zeit meines Lebens vergangen war.“

Die spätern Erinnerungen aus Dresden und Berlin und aus Darmstadt (wo Roquette nach mancherlei Enttäuschungen und Prüfungen schließlich als Professor der Geschichte und Literatur am Polytechnikum eine seinen innersten

Wünschen entsprechende Thätigkeit und Stellung fand) enthalten natürlich gleichfalls interessante Thatsachen und hübsche Bilder, aber sie können sich mit den Erinnerungen des ersten Teils nicht messen. Wohlthuend berührt die ruhig-bescheidne Art, mit der Roquette seiner litterarischen Weiterentwicklung gedenkt. Ob und wie weit er sich in der Selbstschätzung einer und der andern seiner Dichtungen, namentlich seiner dramatischen Versuche, täuscht, haben wir hier nicht zu erörtern. Gewinnend wirkt auch die schlichte Ruhe, mit der er schlimme Lebenserfahrungen und bittere Kämpfe, die er zu bestehen gehabt hat, mehr andeutet als ausmalt. Zu ernstem Nachdenken über die ungünstige Veränderung gewisser deutscher Zustände regen viele seiner Erzählungen an. Wenn er z. B. von der Teilnahme berichtet, die ihm noch Johannes Schulze, der berühmte „Professorenmacher“ des preussischen Unterrichtsministeriums, geschenkt hat, wie der alte Hegelianer ihm erst den Text liest, daß er in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ der Philosophie nicht gerecht geworden sei, wie er, heftig auf das Buch schlagend, ärgerlich auf die neue Zeitrichtung schilt, die von Idealen und der Philosophie nichts mehr wissen will, dem erstaunten Verfasser mit seiner Kritik zeigt, wie genau er das Buch gelesen hat, und endlich einen letzten Schlag auf den Deckel thut und sagt: „Na, trotzdem! Es ist eine hübsche Arbeit. Wollen Sie es mit der Kriegsakademie wagen?“ — so empfindet man bitter, daß diese sachliche Objektivität, dieser frische Anteil an dem Anfänger und Aufstrebenden, diese Lust, ein Talent zu fördern, gleichviel, ob das Talent der eignen Schule oder Clique angehört oder nicht, inzwischen gründlich zum Teufel gegangen sind.

Wir dürfen uns nicht in Einzelheiten verlieren. Die Charakteristiken Roquettes verdienen meist mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Vergleicht man freilich seine Schilderung von Friedrich Eggers, dem Kunstschriftsteller, mit den Schilderungen, die Anton Springer und Ludwig Pietsch von derselben Persönlichkeit gegeben haben, so spürt man deutlich, daß die Gewöhnung an eine gewisse Weise des äußern Lebens (das vielberühmte und zu Zeiten recht alberne milieu unsrer „Modernen“) der richtigen Beurteilung und Wertmessung sehr hinderlich sein kann. Die Gleichgiltigkeit, mit der der Verfasser einer großen und geistesmächtigen Natur wie Otto Ludwig den Rücken kehrt, weil ihm die enge Dürftigkeit der äußern Lebenslage und die Krankheit des großen Dichters auf die Nerven fällt, und mancher verwandte Zug, der dem aufmerksamen Leser im zweiten Teil dieser Erinnerungen auffallen wird, haben Roquette schwerlich zum Vorteil gereicht, ja sie sind vielleicht ein Schlüssel zu gewissen Rätseln in der Entwicklung seines Talents. Aber schließlich sagen wir doch mit dem braven Johannes Schulze: „Na, trotzdem!“ Es ist ein erfreulicher Rückblick auf ein Leben, das mit Recht Teilnahme fordern kann und auch finden wird.

